

Vorbemerkung

GREGOR SCHWERING

Herkömmlich verbindet sich mit dem Begriff der Wahl eine Freiheit der Entscheidung: »Du kannst es dir aussuchen«; »Wähle, was dir gefällt«; »Entscheide dich, für was du willst«. Doch reicht schon ein kleiner Zusatz, ein Ausrufezeichen z.B. – »Wähle!« –, um die Situation ins Unbehagliche zu verschieben. Und so spricht der Volksmund ebenso von einer ›Qual‹ der Wahl und bezeichnet damit eine Schwierigkeit, die Niklas Luhmann folgendermaßen auf den Punkt bringt:

»Jede Organisation operiert in einer Welt, die sie nicht kennen kann. Diese Welt wird durch Unsicherheitsabsorption in eine bekannte Welt überführt, durch eine bekannte Welt ersetzt. Dies setzt im Rückblick eine erste Entscheidung voraus, die die Welt durch eine Unterscheidung anschnidet – etwa durch eine Zwecksetzung, durch eine ›Koalition‹ von (künftigen) Mitgliedern mit einer entsprechenden Klientel als Umwelt oder einfach durch den Gründungsakt einer anderen Organisation. Wie immer, die Entscheidung (und das heißt: was jeweils im rekursiven Netzwerk des weiteren Operierens als eine solche angenommen wird) vollzieht die Entfaltung der Paradoxie, gehorcht der Ausgangsanweisung von *Spencer Brown*: draw a distinction, legt etwas im Unterschied zu anderem fest und differenziert dadurch einen Bereich aus, in dem das Entscheiden stattfinden kann.« (Luhmann 2003: 19f)

Mitnichten also ist die Wahl eine einfache oder angenehme Angelegenheit, die sich souverän und nur zum Nutzen der jeweils Wählenden vollziehen ließe. Denn:

1. Setzt sie eine Welt voraus, die einem Abgrund gleicht, wenn sie vor allem unbekannt ist.
2. Beinhaltet die Wahl einen Moment der Unsicherheit, den sie zwar in ihrer Praxis absorbiert, der aber deshalb noch nicht verschwindet, da er zum Wählen selbst gehört: In der Entfaltung der Paradoxie, das ganz oder relativ Unbekannte wählen zu können (zu müssen), bleibt ein Rest dieses Widerspruchs, ein blinder Fleck erhalten.
3. Bedeutet das »[A]nschneide[n]« der Welt immer auch eine Verletzung derselben, ein Ausscheiden oder Aussortieren desjenigen, das, jedenfalls zum Zeitpunkt der Wahl, nicht ›in den Kram‹ passt. In diesem Sinne erhält jede Wahl den Charakter der Selektion.
4. Verselbständigt sich die Wahl nach der Wahl: sie ist nun in ein »rekursive[s] Netzwerk« eingebunden, das, indem es aus einer ersten Entscheidung resultiert, bestimmte andere Entscheidungen begünstigt oder nahe legt, ganz andere aber unmöglich macht oder zumindest mit schwerwiegenden Konsequenzen belegt.

Kurz gesagt: die Freiheit der Wahl ist ein Mythos und, glaubt man Søren Kierkegaard, der »Augenblick der Entscheidung [...] ein Wahnsinn«, falls er von dieser Freiheit ausgeht (Wetzell 1998: 155; vgl. dazu Zitat ebd.). Was aber bleibt, wenn dieser Wahnsinn vermieden werden soll? Antwort: das *Problem* der Wahl als dem prekären Augenblick, an dem sich die oben genannten Faktoren zu einer Verbindung verdichten, die weder nur lose noch nur fest zusammenhängt. Dem stellen sich die hier versammelten Aufsätze in unterschiedlicher Weise, indem sie die Fragestellung einerseits aus verschiedenen Blickrichtungen (Soziologie, Kunst-, Literatur- und Medienwissenschaft) angehen, um sie andererseits in

der Wahl ihres jeweiligen Schwerpunkts auch in sich different zu gewichten.

* * *

Luhmanns Beitrag eröffnet den Band, indem er die Struktur des Problems verdeutlicht. Jeder Wahlentscheidung geht eine Unterscheidung – *draw a distinction* – voraus, da nur das, was zuvor ausdifferenziert erscheint, d.h. an Bedeutung gewinnt, nachher als Wahlversprechen, als wählbare Einheit in Anspruch genommen werden kann. So aber ist das grundlegende Paradox des Wählens markiert. Letzteres meint die Einheit von etwas Unterschiedenem und gleichzeitig die Unmöglichkeit, dies in seiner Komplexität zu überschauen: Die Wahl »sieht nicht, dass sie nicht sieht, was sie nicht sieht« (Luhmann 2003: 9, 16). Deshalb ringt sie mit den bereits skizzierten Tücken.

Mit Natalie Binczeks Arbeit bewegen wir uns zunächst in die Vergangenheit. Sie zeigt, wie im 18. Jahrhundert die scheinbare Vorbestimmtheit einer Wahl an Boden verliert. Zur Diskussion steht die Struktur eines Denkgebäudes, das Michel Foucault in seinem berühmten Buch *Die Ordnung der Dinge* als Episteme der Klassik bezeichnet hat. Gemeint ist jene Vorherrschaft eines binären Zeichensystems, das, indem es seine Arbitrarität in Erkenntnis überführt, Transparenz verfügt, absichert und perpetuiert. Doch ist damit noch nicht alles gesagt, wenn in dieser Beobachtungsweise die Spur einer nur mühsam zur Raison gebrachten Unsicherheit sichtbar wird, die Binczek anhand zweier Beispiele aufzeigt und verfolgt. Auf dem Programm stehen zuerst Christian Wolffs mikroskopische Versuche: Indem Wolff seinen Forschungsgegenstand, den Sand, mikroskopisch-detaillierter Betrachtung unterzieht, zersetzt sich dieser unter der Lupe so weit, dass er beinahe verschwindet: In dem Paradox der Entdeckung einer größtmöglichen Ferne bei Herstellung einer größtmöglichen Nähe konfrontiert er den Beobachter mit dem unabsehbaren Nichts, das aller selektierenden Sicht und Interpretation, d.h.

dem, laut Foucault, Leitmotiv des Wissens im klassischen Zeitalter¹ vorausgeht bzw. es unterläuft. Wolffs Verdienst ist es, diese Unmöglichkeit des Sehens in der Wahl seiner Methode sowohl zugelassen als auch ausgestellt zu haben. Ähnlich verfährt der Dichter Barthold Heinrich Brockes in seinem Gedicht *Der Sand*. Auch seine Beschreibung des Gegenstandes unterstreicht weniger dessen sichtbare Präsenz und Handgreiflichkeit, als vielmehr eine Desorientierung dieser Perspektive in einem Objekt, dessen oszillierende Fern-Nähe die Literatur auf entsprechende Umwege nötigt.

Literaturwissenschaftlich argumentiert auch Torsten Hahn. Seine Lektüre von Jorge Luis Borges Erzählung *Der Garten der Pfade, die sich verzweigen* liest den Text als komplexe Versuchsanordnung, in der insbesondere auch der Wahnsinn der Entscheidung ins Feld der Beobachtung gerät. Ohne hier schon alles vorweg zu nehmen, lässt sich sagen, dass mit der Entscheidung des Helden der Erzählung, einen Plan zu realisieren, der mit nichts anderem als der eigenen Notwendigkeit rechnet, d.h. eine Wahl so zuzuspitzen, dass sie unerbittlich selektiert, eben jener unheimliche Verfolger auftaucht, der dieser Wahl die Züge der Paranoia verleiht. Dabei steht dieser Verwirrung eine andere gegenüber, insofern Borges Text sich in sich nochmals teilt, wenn er zusätzlich von einem Roman erzählt, der gerade das Gegenteil der Zwangsläufigkeit zum Thema macht: Er entwirft ein Labyrinth, das stets alle Möglichkeiten offen hält, insofern es eine Wahl erlaubt, ohne in ihr gefangen zu sein; alles kann überall passieren. Auch hier ist eine paranoide Verstrickung nicht weit. In diesem Sinne stellt Borges die Frage nach der Möglichkeit von Information, insofern er sie zwischen zwei Formen des Wahnsinns, dem Abgrund des Zwangs zur Unterscheidung und dem des Zwangs zur Unentschiedenheit, hin und her pendeln lässt.

Jens Schröters *Garten der Pfade, die sich verzweigen* heißt Internet. Zur Debatte steht eine allbekannte Komplikation: Gibt man einen Suchbegriff in die Suchmaschine ein, ist das Ergebnis der Fahndung meist überwältigend und also die Chance, auf Anhieb

das passende Angebot zu wählen, gering. Insofern damit der direkte Treffer zur Ausnahme wird, vollzieht sich mit der Datenaubahn eine allgemeine Umstellung von Kommunikation auf deren Unwahrscheinlichkeit. Allerdings ist dieses Wahlversprechen einer Entgrenzung nicht so unschuldig, wie man vielleicht glauben möchte. Vielmehr enthält es eine auf den ersten Blick nur paradox erscheinende, dann aber als äußerst effektiv kenntlich werdende, subtile Zensur. So stellt sich nämlich die Frage, ob die Überschwemmung des Users mit Informationen und deren Wählbarkeit nicht gerade eine Verhinderung der Wahl, d.h. Unsicherheitsabsorption als deren zuverlässige Steuerung erlaubt: Wollen die Nutzer ob der maßlosen Streuung möglicher Entscheidungsofferten nicht einfach aufgeben oder sich ihnen verweigern, sind sie gezwungen, der Dynamik des elektronischen Marktes zu willfahren. Dort werden sie zum Teil einer Gesellschaft, die darauf aus ist, ihre Mitglieder auf eine ständige Flexibilisierung einzuschwören, um sie in diesem Ritual zu ›kompetenten‹ – tatsächlich aber: berechenbaren – ›Mitarbeitern‹ in einem global orientierten und unablässig expandierenden Unternehmen (Kulturindustrie?) zu erziehen.

Helmut Schanzes Beitrag beschäftigt sich ebenfalls mit einer Paradoxie, welche zugleich einer Ritualisierung Vorschub leistet. In seinem Text geschieht dies eingangs am Beispiel des alljährlich wiederkehrenden Kultes um die Verleihung von Medienpreisen. Mithin zehren diese Wahlen von einer Praxis der Medienwertung, die in sich doppelbödig ist: Sie impliziert ein Geheimnis, das sie jedoch allererst herstellt. Anders gewendet: Was nach Außen als einheitliches Ergebnis regelrechter Wahl gefeiert wird, zerfällt nach innen in die Mannigfaltigkeit der ›Geschmacksurteile‹ (Kant). Genau diese divergente Vielfalt aber muss hinter den Kulissen bleiben, damit das Fest ungestört über die Bühne gehen kann: Der Juror entscheidet, um sich danach diskret zurück zu ziehen. So wird der blinde Fleck der Wahl zum Geheimnis stilisiert und kaschiert, dass des Kaisers neue Kleider nicht existieren (Schanzes Beispiel). Aber: Wird dieses Ritual im Zeitalter der

neuesten Medien, wo der Nutzer wie nie zuvor zum Autor werden kann und wird, wo demnach das Geheimnis der Experten und Wissenden der Wahl, das die alten Medien dominierte, hinfällig? Nicht ganz, wenn hier ›Techno-Gurus‹ oder neuerdings verstärkt aufflammende Werte- und Kanondiskussionen darüber bestimmen,² was derzeit wählbar ist, was selektiert werden muss, damit die Unsicherheit nicht zu groß wird.

Auch Alexander Böhnkes Text widmet sich Problemen der Medienindustrie, insofern er einen Medienwechsel – vom Kino zum Fernsehen – thematisiert, d.h. analysiert, wie, mit welchen Mitteln und mit welchen Folgen Hollywood-Breitwandproduktionen fernsehtauglich gemacht wurden. Dabei arbeitet er heraus, dass im Wechsel des Mediums gleichzeitig eine Schwierigkeit des Formats oder der Rahmung zum Tragen kommt, die sich mit Gérard Genette als Frage des Paratextes anschreiben lässt. Für Genette geht es in seinem Konzept paratextueller Funktion, ganz allgemein gesagt, um die Wahl einer das eigentliche Produkt (hier: den Text) umfassenden und begleitenden Klammer, die ersteres zusammenhält und somit erst handhabbar macht.³ Bezüglich des Films und seiner Anordnung für das Fernsehen wird nun in dieser Wahl ein Paradox erkennbar: Das neue Format zeigt zugleich mehr und weniger als das Original, es sprengt dessen Rahmen, wenn in ihm etwa Teile des Films sichtbar werden, die im Kino aus technischen Gründen unsichtbar blieben. Darüber hinaus verweist Böhnkes Argumentation auf eine ebenso altbekannte wie aktuelle Debatte innerhalb der Medienwissenschaft, die er, sozusagen auf einem ›Nebenschauplatz‹ seines Textes, anreißt: (Wie) kann man Filme lesen?⁴

Christian Spies Überlegungen nehmen den Faden einer Geschichte des Sehens erneut auf, wenn sie sich zunächst mit der Entwicklung der Fotografie im 19. Jahrhundert befassen, um diese dann in ihren Fortschritten und Auswirkungen bis in die Gegenwart zu verfolgen. Auf dem Plan steht dabei die scheinbare Unbestechlichkeit des Kameraauges als dessen, wie Siegfried Kracauer schreibt, »ausgesprochene Affinität zur ungestellten

Realität« (1985: 45). In dieser Hinsicht geht jene Emphase technischer Reproduzierbarkeit von einer Stillstellung des menschlichen Blicks im Objektiv aus und erhebt das fotografische Abbild darin zum Dokument jenseits aller Medialität: Was fotografiert ist, lässt sich zuletzt nicht leugnen. Diese, obwohl bei ihrem Aufkommen bereits in Zweifel gezogene, ›Neutralität‹ des technischen Auges ist ein bis heute häufig bemühtes Argument zur Rechtfertigung bestimmter Sichtbarkeitsselektionen und muss daher wiederholt problematisiert werden. *Double Vision*, eine 1971 entstandene Videoarbeit des Künstlers Peter Campus, leistet dies, indem sie die Zurichtung des Blicks als Illusion von dessen Verfügbarkeit auf die Probe stellt. In einem spezifischen, von Spies in seinem Beitrag ausführlich vorgestellten und erläuterten, technischen Verfahren setzt Campus der vorgeblichen Transparenz desselben eine in ihm mögliche Andersheit, eine Pluralität des Sehens und der Sichtbarkeit entgegen.

Sabine Maasens Untersuchung beschließt den Band, indem sie zu dessen Anfang zurückkehrt: Sie bewegt sich in den von Luhmann gespurten Bahnen. Darin greift sie zunächst in die Geschichte zurück, indem sie darauf aufmerksam macht, dass in den vormodernen, stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften das Problem der Wahl vor allem verschoben wurde; die Handlungsoptionen von Individuen waren weitestgehend in einer Ständeordnung aufgehoben und kanalisiert. Erst der Zerfall dieser Ordnung in funktional ausdifferenzierte Bereiche (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft etc.) hebt die Schwierigkeit des Wählens in ihrer ganzen Komplexität hervor, da sie dem Einzelnen durch seine größere Unabhängigkeit auch eine erhebliche (Selbst-)Verantwortung aufbürdet. In der Folge nimmt sich eine bis in die Gegenwart andauernde Flut von Ratgeberliteratur jener Steigerung von Unsicherheit an. Indem erstere ein erfolgreiches und effizientes Selbstmanagement – Stichwort: ›Ich-Marketing‹ – verspricht und propagiert, also das Unbehagen der Wahl zuvorderst einzuschränken vorgibt, tendieren diese Ratgeber allerdings zu einer »Technologie der Eindeutigkeit« (Maasen), welche sich mit Fou-

cault als Selbstregulierung im Sinne der »Gouvernementalität« (Foucault 2000: 41) anschreiben lässt. Auf dem Programm steht dabei die paradoxe, weil immer schon doppelte codierte (Freiheit und Zwang) Einbettung des Subjekts in eine »durch die Sicherheitsdispositive kontrollierten Gesellschaft« (ebd.: 66).

Somit sprechen alle Beiträge von einer *Paradoxie des Entscheidens*, die jeglicher Wahl einen Wendepunkt einschreibt, der ihren Horizont in der Zuspitzung auf diesen zugleich eröffnet und offen hält. Darin bleibt gleichzeitig ein Rest der Frage erhalten, welche die Wahl in ihrem unheimlichen (Ab-)Grund betrifft: *Der Augenblick der Entscheidung – ein Wahnsinn?*

* * *

Zum Schluss gilt der Dank der Herausgeber den Autoren für ihre unkomplizierte und flexible Mitarbeit an unserem Projekt sowie dem transcript Verlag in Gestalt von Roswitha Gost, Karin Werner und Gero Wierichs für die Geduld, Ruhe und permanente Unterstützung, mit der sie das nun fertige Buch auch durch die turbulenten Phasen seiner Herstellung begleitet und gefördert haben.

Anmerkungen

1 »Beobachten heißt also, sich damit bescheiden zu sehen; systematisch wenige Dinge zu sehen.« (Foucault 1974: 175).

2 Zur Popularität dieser Diskussionen vgl. beispielsweise die Titelgeschichte in *DER SPIEGEL* 28/2003: »Die neuen Werte: Ordnung, Höflichkeit, Disziplin, Familie«.

3 Vgl. dazu Genette 1989: 9ff sowie aktuell Kreimeier/Stanitzek 2003.

4 Zum Stand der Diskussion vgl. einige der Beiträge in Friedrich/Jung 2002.

DER SPIEGEL (28/2003).

Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übers. von Ulrich Köppen, Frankfurt/Main: Suhrkamp (frz. Paris: Éditions Gallimard 1966).

Foucault, Michel (2000): »Die ‚Gouvernementalität‘«. Übers. von Hans-Dieter Gondek. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt/Main: Suhrkamp (frz. Paris: Éditions Gallimard 1978), S. 41-67.

Friedrich, Hans-Edwin/Jung, Uli (Hg.) (2002): *Schrift und Bild im Film*. Bielefeld: Aisthesis.

Genette, Gérard (1989): *Paratexte. Das Buch zum Beiwerk des Buches*, übers. von Dieter Hornig, Frankfurt/Main, New York: Campus (frz. Paris: Éditions du Seuil 1987).

Kracauer, Siegfried (1985): *Theorie des Films*, übers. von Friedrich Walter/Ruth Zellschan (vom Verf. revidiert). Frankfurt/Main: Suhrkamp (engl. New York: Oxford University Press 1960).

Kreimeier, Klaus/Stanitzek, Georg (Hg.) (2003): *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*, Berlin: Akademie.

Luhmann, Niklas (2003): »Die Paradoxie des Entscheidens« (in diesem Band, S. 17-55).

Wetzel, Michael (1998): »Kontiguität – Kontinuität – Kontingenz«. In: Natalie Binczek/Peter Zimmermann (Hg.): *Eigentlich könnte alles auch anders sein*, Köln: Verlag der Buchhandlung Walter König, S. 140-156.